





Defekte Dichtung

Texte schreibender Schüler*innen für den
Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V.
im Rahmen des Projektes
„Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung II“
des Bundesministeriums für Bildung und Forschung

herausgegeben von
Wolf Hogeckamp

mitteldeutscher verlag

ZUM GELEIT

Herausgeber: Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V.
Im Rahmen des Programms „Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“
des Bundesministeriums für Bildung und Forschung

Gesamtkonzept/Redaktion: Jürgen Jankofsky
Cover: Claudia Lichtenberg
Satz/Gestaltung: Mitteldeutscher Verlag GmbH, Halle (Saale)

Weitere Informationen zu den „Autorenpatenschaften“ über:
www.boedecker-buendnisse.de

Alle Altersangaben beziehen sich auf die Entstehungszeit der jeweiligen Texte.

2018
© mdv Mitteldeutscher Verlag GmbH, Halle (Saale)
www.mitteldeutscherverlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

ISBN 978-3-96311-061-0

Printed in the EU

Als Initiative im Rahmen des zweiten Programms „Kultur macht stark“ des Bundesministeriums für Bildung und Forschung gründete der Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise deutschlandweit lokale „Bündnisse für Bildung“, organisierte wiederum Autorenpatenschaften. Unter dem Motto „Wörterwelten“ führten Kinder- und Jugendbuchautor*innen Kinder und Jugendliche an das Lesen und Schreiben literarischer Texte heran, Heranwachsende entdeckten mit Hilfe von professionell Schreibenden neue Ausdrucksformen und erschlossen sich einen neuen Erfahrungshorizont. Vor allem bei Autorenbegegnungen und in Schreibwerkstätten entwickelten die Teilnehmer*innen eigene Texte, welche unter Anleitung der Autoren*innen in einem intensiven Entstehungs- und Wandlungsprozess diskutiert, bearbeitet und vorgetragen wurden.

Am Ende einer jeder Autorenpatenschaft gibt schließlich eine Publikation vielseitige und vielfältige Einblicke in das jeweilige, gemeinsame Projektjahr – nicht zuletzt, um zur Weiterführung und Nachahmung zu ermutigen.

Für die Gesellschaft – „die Welt der Erwachsenen“ – besteht durch ehrliche Texte wie die hier von Schüler*innen vorgelegten eine einzigartige Möglichkeit in das Denken und Fühlen der kommenden Generation vorzudringen und so eigene Verhaltens- und Denkweisen, ja, gesellschaftliche Entwicklungen generell zu diskutieren und zu überprüfen. Dies ist ein Schatz, der nicht in der einen oder anderen (Bildungs)Schublade abgelegt werden darf, ein Schatz, der nicht (Denk)Schemata bedient, sondern durchaus zu neuen Denkweisen anregen kann.

Wäre es beispielsweise vorstellbar, dass die Ergebnisse dieses (Modell)Projekts zu (Planungs)Gesprächen ermutigten, originelle Leseförderung, so vor allem das kreative Schreiben, Heranwachsenden kontinuierlich anzubieten – bundesweit?

Für die hier dokumentierte „Autorenpatenschaft“ im Bundesland Berlin schlossen der Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e.V., das Grips Theater Berlin, das Zentrum für Sprachbildung Berlin sowie der Friedrich-Bödecker-Kreis im Land Berlin e.V. ein lokales Bündnis. Als Autorenpatente wirkte vom 1.1.2018 bis 31.12.2018 Wolf Hogeckamp. Als Koordinator vor Ort fungierte Bas Böttcher vom FBK Berlin.

Jürgen Jankofsky

Defekte Dichtung / Intakte Stücke

Können Schlagworte wehtun? Wie packt man ein Kofferwort? Was reimt sich auf Mensch?

Zusammen mit jungen Dichterinnen und Dichtern ging der Autor und Poetry-Slam-Veranstalter Wolf Hogeckamp ein Jahr lang auf lyrische Erkundungstour. In 16 Schreibwerkstätten konnten Teenager in die Wunderwelt der Worte eintauchen. Über das ganze Jahr 2018 hinweg erhielten die Teilnehmenden regelmäßig Einblicke in den Satzbau-Bausatz und die Text-Tricks eines Schriftstellers.

Vom Tagtraum zum Traumtag ist es nur ein kleiner Dreh! Und er zeigt auch, dass die Alltagssprache voller Überraschungen stecken kann. Ist Blockade z. B. die Abkürzung für Blockschokolade?

Im Fokus der Schreibwerkstätten stand neben dem Verfassen von Texten auch der Textvortrag. Alle hier versammelten Stücke wurden für die Bühne verfasst. Stilistische Mittel wie Metrik, Mehrdeutigkeit oder die Verwendung des Lyrischen Ichs kommen durch rhythmische Sprechweise, Betonung oder schauspielerische Einlagen erst am Mikrofon zur vollen Entfaltung.

Auch vom Privileg, die Leserschaft provozieren zu dürfen, haben die hier abgedruckten jungen Autorinnen und Autoren immer wieder Gebrauch gemacht. So zieht das Lyrische Ich im Text ‚Alte Leute‘ in beschimpfender Weise über Rentner her, um am Ende des Textes zu dem Schluss zu kommen, dass es selber einmal alt werden wird und dass Omi noch immer die Beste ist. Im Text ‚Der Fehler im System bin ich‘ prägt die Autorin den Begriff ‚Bulimielernen‘, der suggeriert, dass in

der Schule die Lehrinhalte auf übermäßige Weise aufgenommen und wieder erbrochen werden.

Auf abmilderndes oder relativierendes Eingreifen von Seiten der Workshopleitung wurde nach Fertigstellung der Stücke absichtlich verzichtet, schließlich sollte die Wirkmächtigkeit von Sprache bei der Umsetzung eigener Gedankenexperimente erlebt und ausprobiert werden. Alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer haben sich die Sprache zu eigen gemacht. Diese Erfahrung ist als Projektergebnis mindestens genau so wichtig wie die entstandenen Texte.

Außerdem erhielten die jungen Talente Gelegenheit, ihre selbstverfassten Texte im Literaturhaus Berlin, im Grips Theater und im Haus der Berliner Festspiele live vor Publikum vorzutragen. Zwei Vertreter des Projektes Defekte Dichtung erhielten die Möglichkeit, den Berliner U20-Poetry-Slam bei den deutschsprachigen U20-Meisterschaften in Paderborn zu vertreten.

Als krönender Abschluss des Projektjahres ist dieses Buch mit den entstanden Texten Erfolgstrophäe und Dokumentation zugleich. Wer sich die Sprache zu eigen macht, kann in Zukunft selber den Ton angeben und die Stimme erheben. Fähigkeiten, die in Zeiten der kritiklosen Follower und Liker besonders wertvoll sind.

Bas Böttcher

Herzschmerzherzen und Glitzermonde

Warum ist alles immer so scheiße kompliziert?

Warum weiß ich so oft nicht was zu tun, zu sagen, zu denken ist, obwohl meine Gedanken unter dem Mikroskop betrachtet doch nur winzig kleine sich in elektrischen Bahnen bewegende Nervenzellen sind.

Jedenfalls stelle ich mir das so vor.

Und warum denken wir dann nicht alle das gleiche, wenn wir doch alle die gleichen winzig kleinen sich in elektrischen Bahnen bewegendenden Nervenzellen in unserem Kopf haben?

Vielleicht haben sie ja unterschiedliche Farben oder Formen oder bewegen sich unterschiedlich schnell. Vielleicht schmecken sie auch unterschiedlich.

Dann hab ich rosarote, nach Zuckerwatte schmeckende vielleicht auch noch herzförmige Nervenzellen, die sich gepardenmäßig schnell durch die Tiefen meines Gehirns bewegen.

Und du hast dann vielleicht kleine güldene Monde, die sanft glitzernd Gedankenpuder verstreuen.

Eigentlich mag ich meine Gedankenherzen.

Ich mag es wenn sie in Limettencreme getaucht leicht kribbelnd umherschweben, sich dann mit auf und ab hüpfenden Adrenalinkriegern vereinen und einen Rio de Janeiro-Karnevalsumzug durch meinen Kopf veranstalten.

Ich mag es wenn sie wie bei einer Maschine vor sich hin rattern und rattern bis dann eine leuchtende Ideenlibelle aus einem Ei schlüpft und ihre Flügel ausbreitet.

Ich mag es wenn sie sich verwandeln in ferne Länder, Freundschaftsbänder, Kleiderständer und Balkongeländer, Linkshänder, Stimmbänder, Transgender und Beckenränder,

Einwegpfänder, Mumienhänder, Adventskalender und Hundehalsbänder.

Und in dich natürlich.

In dich, die Person die ich brauche weil ich sonst verirauche und – puff – einfach weg bin.

In dich, die Person mit der ich alles teilen will, doch von der ich nur Worthülsen an Abschleppseilen zurückbekomme.

In dich, die Person die nur lachen muss, um mich zu versetzen und zu verletzen, all meine Hoffnungen wegzuätzen, meine Lider mit Tränen zu benetzen frei von allen Feiertags-gesetzen.

Und manchmal wenn ich dann so tränenüberströmt in der hintersten Ecke meines Gedankenpalastes sitze, dann würde ich meine herzförmigen Gedankenfetzen am liebsten in ihre Einzelteile zerfetzen, zerreißen und aus meinem Kopf schmeißen, sie anschreien sie sollen sich verdammt nochmal aus meinem Leben raushalten.

Und deine hässlichen Glitzermonde würde ich am liebsten einzeln aus deinem Kopf klauben, jedes kleinste bisschen rauben, bis nur noch ich da bin in deinem Kopf.

Denn du bist der Magnet, der meine Gedankenherzen anzieht. Du bist das Schloss, für das selbst meine – nach dem Schlüssel-Schloss-Prinzip funktionierenden – Zellrezeptoren verzweifelt nach einem Schlüssel suchen

Du bist das Wesen bei dem ich mich frage wie übereinandergehäufte Atome so schön sein können.

Und ich bin ein Häufchen Elend mit komplett verwirrten rosaroten nach Zuckerwatte schmeckenden Gedankenherzen (, das liebend gern ein Tintenfisch wäre. Dann hätte es jetzt wenigstens noch zwei Herzen.)

Aber vielleicht kann man seine winzig kleinen sich in elektrischen Bahnen bewegendenden Nervenzellen ja ändern, umwandeln meine ich.

Dann werden aus meinen rosaroten Gedankenherzen pech-schwarze, klebrige, potthässliche Totenköpfe, die dich ohne groß darüber nachzudenken aus meinem Kopf katapultieren und stattdessen über schrecklich traauuurige Dinge wie den Tod, den *Un-Sinn* des Lebens oder Titanic nachdenken

Nein! – dann schon lieber meine rosaroten Herzscherzherzen mit dir.

Denn warum so pessimistisch ?

Ganz vielleicht denken deine Glitzermonde ja auch gerade an mich mit meinen Herzscherzherzen.

Vielleicht verschmelzen unsere Gedanken, so dass wild mit den Flügeln schlagende, kunterbunte Gedankenschmetterlinge entstehen.

Aber vielleicht existierst du mit all deinen Glitzermonden und all deiner Perfektion auch nur für meine Gedankenherzen.

Existieren die denn überhaupt?

Warum ist alles immer so scheiße kompliziert?

Das einzig komplizierte hier sind wir.

Antonie Beckmann, 15 Jahre

43 Kilo

66 Kilo

Du gehst Hand in Hand mit dem Durchschnitt. Normaler Arsch. Normaler Bauch. Normale Taille. Normale Titten. Du bist komplett unauffällig, doch das ist okay, denn du willst auch gar nicht auffallen nur dazugehören. Angepasst sein. Doch du versagst. Du läufst durch die Straßen, wo Models auf Plakate Size Zero tragen. Scrollst durch Instagram, wo perfekte Mädels, mit noch perfekteren Figuren in den perfektesten Bikinis, posen, obwohl sie nur Bilder von Pizza und Ben and Jerry's posten. Als wäre das noch nicht schlimm genug, hörst du tagtäglich ihr Gerede: „Guck dir die nochmal an, die sollte echt mal abnehmen.“, „Die Oberschenkel gleichen Baumstämmen und schwabbeln ja schon richtig.“ Oder „Entschuldige wenn ich Frage, aber bist du Schwanger? Nein? Bei so einen Bauchansatz, da darf man doch schon mal fragen.“ Diese Worte treffen, treffen direkt in dein Herz. Die Worte und Bilder brennen sich in deine Gedankengänge ein, kommst nicht mehr los von ihnen. So fasst du einen Plan: Abnehmen, die Traumfigur erreichen, Schön sein.

52 Kilo

Das Ziel zu erreichen, war doch gar nicht so schwer, wenn du Schokolade, Chips und Süßkram, als deine Feinde ansiehst, fällt der Verzicht gar nicht mal so schwer. Das Frühstück lässt du auch gleich weg. Es tut dir nicht gut, es macht dich träge, es macht dich müde. Statt zwei Portionen isst du nur noch eine Halbe. Reicht doch auch aus. Du kriegst genug Nährstoffe, doch bloß nicht zu viele Kalorien. Kalorien sind deine größten Feinde die du nur bezwingst, wenn du sie radikal weg lässt.

Das Hungergefühl, welches du am jetzt am Abend verspürst, ist es doch ein kleines bisschen Wert, am nächsten Morgen ein kleines Stückchen näher an der Traumfigur zu sein.

47 Kilo

Das Traumgewicht ist erreicht, zwar steht die perfekte Zahl auf der Waage, doch dein Körper hat sich noch nicht so ganz angepasst. Du siehst nur noch das Fett. Die Speckröllchen. Den Babyspeck. Du darfst dir jetzt keinen Ausrutscher mehr erlauben, hältst dich weiter streng an deine Kalorinabstinenz. Deine Freunde verstehen nicht warum du nicht essen willst, nicht essen kannst. Es kommt zum Streit. Dein Leben gerät aus den Fugen. Kontrollverlust. Du verlierst die Kontrolle über deine Freunde, Familie und Leben. Doch die Kontrolle über das Essen verlierst du nicht. Wenn alles geht, dann bleibt dir doch noch immer das zählen der Kalorien. Und wenn du doch mal die Kontrolle verlierst, macht nichts, dann nimmst du eben deinen Finger und kotzt Kalorien für Kalorien wieder aus.

43 Kilo

Diese Kilos sind zu viel. Du bist viel zu dick, doch warum sehen die andren nicht? Sie haben dich in die Psychiatrie gesteckt, weil du wie ein Streichholz aussehen sollst, wie ein Skelett angeblich. Sehen sie denn gar nicht wie Fett du bist? Sehen sie gar nicht wie hässlich du bist? Merken sie gar nicht, dass du gar keine Hilfe brauchst?

43 Kilo

Diese Kilos sind zu viel, doch du verstehst dein Körper nicht mehr. Deine Haare fallen dir aus und es wachsen plötzlich

dort welche, wo noch nie welche waren. Du bist nur noch müde, ohne Energie. Du willst nur noch schlafen, du kannst nur noch Schlafen. Kalt. Dir ist nur noch kalt, du trägst 5 Pullover übereinander, damit das scheiß Zittern endlich aufhört, doch dir wird nicht wärmer, sowohl physisch als auch psychisch. Du bist innerlich kalt und erstickst an deinen eigenen Selbsthass. Warum verdammt nochmal bist du denn nicht einfach, wie all die andren? Warum bist du, du? Und warum kannst du denn nicht einfach schön sein?

43 Kilo

43 Kilo, also. Vielleicht haben sie ja recht und diese Kilos sind zu wenig.

46 Kilo

Du hast wieder zugenommen. Du probierst mehr zu essen, doch es fällt dir schwer, weil du dich immer noch zu dick findest. Es fällt dir schwer, weil jeder Bissen tonnenschwer in deinem Magen liegt. Dein Bauch schmerzt wegen, der ungewohnten Fülle. Dein Körper hat Probleme, die Nährstoffe überhaupt wieder richtig aufzunehmen. Es fällt dir schwer die Kontrolle über deinen Körper zurückzuerlangen, die du doch schon vor so langer Zeit verloren hast. Du willst Leben, doch du weißt, dass du um zu leben essen musst und du weißt auch, dass du um zu essen, erst lernen musst dich selbst zu akzeptieren. Und ja es ist okay zu sagen, ja ich bin schön.

Annika Wiegand, 19 Jahre

Trojanisches Pferd

Dein innerer Wert ist so gar nichts mehr wert
Fassaden verführen – Trojanisches Pferd

Weil nichts lange währt und sich niemand mehr wehrt
Ist die Liebe ein Wert, der heut niemanden schert
Den heut niemand mehr *shared*
Du siehst nur das Front-End, doch nie das Netzwerk
Dich könn schöne Augen und Botox-Lächeln anzieh
Doch du begreifst nur Oberflächen – Touchscreen
Die Mordlust der Sirenen
Aus den Augen verloren wie Tränen
Haben Einfluss wie Venen
Bereiten Kopfschmerzen – Migränen
Alle gespannt so wie Sehnen
Sehnen
Sehnen wir uns nach dem Interface
Die Wahrheit ein Schlag in the face
Gucken, doch sehen nicht
Es läuft, doch es geht so nicht

Dein innerer Wert ist so gar nichts mehr wert
Fassaden verführen – Trojanisches Pferd

Bent-Erik Scholz, 17 Jahre

Das Treffen

Sie trafen sich zum ersten Mal
Und trafen die Entscheidung.
Auf eine Feier traf die Wahl –
Ein Unfall traf die Zeitung.

Dann traf ein Blatt Papier den Stift;
Die Nacht traf auf den Himmel –
Wo man sonst oft mit Messern trifft,
Traf man auf ein Getümmel.

Man traf sich dort zum Schlagabtausch,
Die Tugend traf die Tänzer.
Der eine traf den andren Rausch
Mit Glitzer, und jetzt glänzt er.

Und Linderung traf jeden Schmerz,
Man traf auf fremde Leute.
Der Pfeil traf mitten in das Herz,
Der Schock traf hart die Meute.

Wenn Müdigkeit und Fröhlichkeit
Nun treffen deine Rippen,
Suchst du 'ne halbe Ewigkeit –
Dann treffen sich die Lippen.

Bent-Erik Scholz, 17 Jahre

In Zeiten der Scheinsubstanz

Luzid das Flutlicht fällt durch Hüllen.
Leeren Raum mit Leerheit füllen,
Tun, als ob Substanz es hätte –
Sinn brachliegend Ruhestätte.

Halbprobleme, jeder kennt sie,
Kennt die Namen, und ihr nennt sie,
Quetscht sie bis zum Letzten aus –
Jeder versteht's, braver Applaus.

Verständnis gibt's von den Gebannten –
Jeder ward mal missverstanden.
Ihr füllt das offensichtlich heiser
In Halbwortkleider – ihr seid Kaiser.

Ihr klingt, als reißt das Herz in Fetzen;
Schön gemimt beim Pausen Setzen.
Gefühlsgeduselt Palaver
Eingerollt in Sprachkadaver.

Doch „eines Tages, Baby“, dann
Fängt das Geschwätz zu fallen an
Und so siegt Sinn und Eleganz
In dieser Zeit der Scheinsubstanz.

Bent-Erik Scholz, 17 Jahre

Wie buchstabiert man Frieden?

Wie buchstabiert man Frieden?

F-R-I-E-... Nein, stop! Ich meine:

Wie buchstabiert man Frieden? Wie lebt man Frieden? Wie lebst DU Frieden?

“Äh, was eh ich, also mmh... Wenn alles friedlich ist, ist doch Frieden.”

Und du?

“Tja, der da oben sagt schon, was richtig und falsch ist. Wenn alles richtig ist, ist Frieden.”

Und du?

“Wenn die Maschine funktioniert. Blöde Frage, ran an die Arbeit!”

Und du?

“Puh, also, wenn sich alles im Ausgleich befindet, oder so?”

Und ich?

Ich verstehe die Welt nicht mehr. Eben war Frieden noch so klar. Doch nun steht dieses Wort im Raum, offen wie das Meer. Und wenn ich frage, was Frieden ist, habe ich nur noch mehr Fragen:

Was heißt “friedlich”?

Woran erkenne ich “richtig und falsch”?

Funktionieren als Lebensziel – “das innere Funktionieren finden” – soll es das wirklich gewesen sein?

Und was soll das heißen – “ausgleichen”? Ausgleichen wie in Gleichungen, aber dann wäre die Welt so berechenbar. Irgendwie scheint so vieles so kurz gegriffen, so vereinfacht.

Und je weiter ich mich in das Thema begeben, desto mehr verstricke ich mich in Fragen.

Frage um Frage, Masche um Masche werde ich ein gestrickt, bis ich fast erstick’, denn die Gedanken rauben mir den Atem.

Ich schau’ mir alles an und kann gar nicht fassen, dass ich das alles sehen kann. Doch nur in Gedanken schwebend ist das Leben plötzlich schwerer.

Ich halte einen Moment inne: Ich muss raus aus diesem Stoff, doch den Faden nehme ich mit. Ich fange an zu laufen. Während ich laufe, läuft etwas vom Faden aus. Der Faden legt sich über alles, mit dem ich in Verbindung stehe. Und während ich weitergehe’, spannt sich ein Netz über die ganze Welt, bis zum Mond und den Sternen hinaus: Jedes Atom im Netz.

Ich bleibe kurz stehen, schaue mich um und versuche zu verstehen: Spannt sich durch das Leben gar kein roter Faden, sondern ein rotes Netz? Ein rotes Netz der Liebe?

Doch, warte, was hat das jetzt mit Frieden zu tun?

So richtig fassen kann ich es noch immer nicht. Aber das ist in Ordnung, es ist ja auch nicht zum Anfassen gemacht. Oder?

Ich merke, die Fragen bleiben und nur wenn ich gehe, leben sie.

Frieden als lebendige Frage.

Frieden als lebendige Frage?

Frieden?

Carla Ida Moschner, 18 Jahre

Über meine Großeltern

*„Man sieht nur mit dem Herzen gut.
Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.“*
Antoine de Saint-Exupery

Lieber Opa,
weißt du noch?
Wir am Baldeneysee?
Nur wir beide.
Unter der mächtigen Trauerweide.
Sie hat ihre Zweige um uns und du deinen Arm um mich gelegt.
Und so betrachten wir beide die am Himmel vorbeiziehende
Wolkenschafweide.

Und du sitzt wie immer neben mir.
Rechts die Zigarette, links das Bier,
deine Laster lass ich dir,
schließlich bin ich gerade einmal vier,
und verstehe noch nicht,
dass das schlecht für dich ist,
doch ich würd alles für dich tun,
denn ich liebe dich.

Ein Jahr später.
Du und ich auf dem Weg zum Spielplatz.
Denn eure kleine Wohnung hat nicht viel Platz.
Ich trage mein Kuschelschaf, du die Verantwortung.
Für mich.
Doch du trägst auch Verantwortung für dich,

das sage ich dir, als du die nächste Kippe ansteckst,
und dich in eine Ecke verkriechst,
und an der Zigarette ziehst,
dein Gesicht verhüllt von Rauchwolken,
schaust du auf zu den Schäfchenwolken,
und dann siehst du wieder zu mir,
du lächelst mich an,
und drückst die Zigarette aus.

Denn inzwischen weiß ich,
das Rauchen nicht gesund ist,
ich will, dass du aufhörst,
und zwar am besten hier und jetzt,
weil du mir so wichtig bist,
und ich nicht will, dass du leidest.

Drei Jahre später.
Der 29. Januar 2011.
Bis um kurz nach halb vier
war ein Krebs für mich nur ein Tier,
doch dann kommt der Anruf aus Krankenhaus.
Diagnose Lungenkrebs.
Man rettet was zu retten ist,
doch leider ist es schon zu spät.
Ein letztes Mal darf ich dich sehen,
Ich kann das alles nicht verstehen,
werd ich dich jemals wiedersehen?
Opa, du kannst nicht einfach gehen.

Und wieder nimmst du meine kleine Hand in deine große,
du schaust mich an und sagst:

„Siehst du die Wolkenschafweide am Himmel ziehen?
auf ihr werde auch ich bald liegen,
dort werde ich keine Schmerzen spüren,
und irgendwann nach vielen Jahrzehnten,
werden wir uns da oben wiedersehen.
Vertrau immer Gott und vergiss mich nicht,
mach's gut, meine Kleine, ich liebe dich.“

Und kurz darauf hast du den Kampf gegen den Krebs und ich
dich verloren.

Du hast die Augen für immer geschlossen,
doch die Zeit mit dir hab ich immer genossen,
ich bin dankbar für acht tolle Jahre mit dir.
Und auch wenn ich weiß, du bist nicht mehr hier,
trag ich dich in meinem Herzen mit mir.

Liebe Oma, weißt du noch?
Der Sommer, als ich sechs war?
Die Sonne scheint uns ins Gesicht,
wir sitzen auf dem Balkon
und spielen Mensch-ärgere-dich-nicht.
Dieses Jahr gibt es keinen Urlaub in Spanien,
sondern hier auf Balkonien
zwischen Rosen und Geranien,
doch die Ferien könnten nicht schöner sein,
als mit Mensch-ärgere-dich-nicht und Flutschfingereis,
und dem Ausblick auf das Ruhrgebiet,
weil man vom siebten Stock fast alles sieht:
Alte Zechen, neue Häuser, Bäume, Flugzeuge.
Doch ich weiß, dass du kaum etwas davon siehst,

weil du so gut wie blind bist.
Doch auch wenn deine Augen kaum sehen können,
dein Herz kann es umso mehr,
und darum liebe ich dich so sehr.

„Man sieht nur mit dem Herzen gut.“

Und ständig ermahntest du mich,
ich solle bloß vorsichtig sein,
bloß nicht die Steckdose anfassen,
das scharfe Messer liegen lassen,
bloß nicht zu nah an den Küchenherd,
bloß nicht zu weit weg
von deiner schützenden Hand,
bloß nicht zu hoch auf der Kletterwand,
und bloß nicht zu weit aus dem Fenster lehnen,
pass auf mein Kind, du tust dir noch weh,
Du könntest aus dem Fenster fallen
und mit dem Kopf auf den Boden knallen!
Ach pass bloß auf, mein Kind!

Und dann der 12.Mai 2013.
Ich gerade zehn Jahre alt.
Nachts um drei.
Plötzlich klingelt die Polizei.
Sie sagen, das du verunglückt seist.
Bei der Hausarbeit,
du wolltest Fenster putzen,
doch hast dich zu weit aus dem Fenster gelehnt.
Für jegliche Rettung war es zu spät.
Erst fielst du.

Sieben Stockwerke tief.
Und dann stiegst du auf.
Zu Opa und den Wolkenschafen.
Zumindest hab ich das damals geglaubt.
Und vielleicht ist es so ja auch.

Lieber Großvater,
weißt du noch?
Wir beide sitzen am Kachelofen,
draußen kalt und drinnen warm,
und schauen in die Glut.
Du hältst mich fest in deinem Arm,
und blätterst mit mir in einem Fotobuch.

Du erzählst mir von früher.
Von Krieg, von Flucht, von Angst.
Von Grenzen. Zwischen zwei Staaten. Und von Grenzen in
den Köpfen der Menschen.
Von deinem Vater, der Dichter war.
Und leider viel zu früh schon starb.
Gerne hätte ich ihn kennengelernt.
Er war bestimmt genau so einmalig wie du.
Aufmerksam höre ich dir zu.
Auch, wenn ich kaum etwas verstehe,
doch ich will dir das Gefühl geben, dass ich es tue.

Und auch, wenn du schwerhörig bist,
weiß ich, dass du mich immer verstehst,
ob mit oder ohne Hörgerät,
denn Hören ist nicht das Gleiche wie Verstehen.
Denn vielleicht hört man auch nur mit dem Herzen gut.

Liebe Großmutter,
weißt du noch?
Wir beide in der Küche.
Und die große Schüssel Kuchenteig.
Und wie du mir das Backen zeigst.
Und mit roten Backen verkneteten wir
Butter, Mehl und Ei,
und streiten dabei über den Konjunktiv zwei von Backen.
(Er backte oder er büke? Ja, auch du warst mal Lehrerin.),
Und als die Schüssel fast leer ist,
naschen wir den letzten Rest.

Und während der Kuchenduft durch die Küche zieht,
ziehst du mich zu dir heran,
und fragst mich, wie das Leben schöner sein kann.

Und eines will ich euch sagen und hoffe,
dass ihr es versteht,
ob mit oder ohne Hörgerät,
weil es manchmal nicht nur ums Zuhören geht,
sondern das Verstehen zählt.

Ich hatte mal vier Großeltern.
Zwei hab ich leider schon verloren.
Doch die Liebe zu ihnen ist nie verfliegen.

Und zwei Großeltern habe ich immer noch,
und ich hoff',
dass das auch lange so bleibt,
doch wir haben nicht unendlich viel Lebenszeit,
Und deshalb möchte ich,

dass ihr eines wisst:
Auch wenn ihr euch mal streitet,
auch wenn der Tod euch scheidet,
ich bin dankbar dafür, dass ihr mich begleitet,
und ihr werdet für immer in meinem Herzen bleiben.

Doch bis dahin wünsch ich euch Gesundheit,
Glück und Lebensmut,
und denkt immer dran:
„Man sieht nur mit dem Herzen gut.“

Elisabeth Berg, 15 Jahre

Der Fehler im System bin ich

Ich will raus
Raus aus dem Klassenraum
und den gestellten Anforderungen meines Verstandes, die
ich widerwillig machen muss
Weg von den verboten
und dem unsinnigen Gefrage ob ich nicht mal kurz aufs Klo
dürfte
Weg von all dem Bulimielernen was mir eh nichts bringt
und all den Vorschriften wie ich denn zu malen hätte
Dass bringt mir nichts

Uns wird beigebracht, immer der Beste sein zu wollen und
das dann als „gesunden Wettkamp“ zu verkaufen
und manchen ihre guten Noten nicht zu gönnen, weil wir
ständig miteinander verglichen werden
und wir vielleicht diesmal die schlechtere Note abbekommen
haben
und anstatt uns für Andere zu freuen, sind wir dann bloß in
unserer eigenen Selbstauffassung verletzt
aber haben WIR mehr erwartet oder ANDERE und wir ha-
ben es auf uns selber projiziert?
Der Wert von sogenannten schlechten Noten wird uns auch
lediglich beigebracht
und lässt uns dann glauben wir seien total schlecht, nur weil
da auf einmal eine Zahl steht, die eigentlich keinerlei Wert
hat außer den ihr ausgedachten
oder wir hatten eine andere erwartet,
aber das passiert manchmal
Davon geht die Welt nicht unter

das sollte auch jeder Elternteil mitbekommen haben
ihre Kinder sind nicht dumm
Das kommt halt vor bei uns
Man kann nicht immer in alles 100% reinstecken
Vielleicht liegt es daran, dass wir keine Lust haben
oder wir es einfach nicht können
Vielleicht wurde es uns nicht in die Wiege gelegt
oder es ist schlichtweg das Langweiligste was wir jemals ge-
hört haben
In mancher dieser Fälle sollte es erwähnenswert sein, dass
man vielleicht dagegen nichts machen kann
Es wird immer Kinder geben, die gut in Mathe und Physik
sind
die sich von Anfang an in den Stoff rein lehnen
schon als kleine Kinder früh Interesse zeigten
Aber es wird auch immer die geben, die sich am besten
durch Kunst und oder Musik ausdrücken können,
denen beigebracht wird, dass ihr Interesse nur halb so wich-
tig sei, da Kunst oder Musik nicht zu den Hauptfächern ge-
hört
und man ihnen dadurch den Spaß daran nimmt
und wie Albert Einstein schon ungefähr meinte:
Wenn man einen Fisch gegen einen Affen im Baumhochklet-
tern antreten lässt,
wird immer nur der Affe belohnt werden
So ist es in diesem Fall auch, aber die Person als Individuum
anzusehen funktioniert leider nicht
„Wenn deine Klasse das versteht, musst du das doch auch
können.“
Nur weil diejenigen die das ganze Jahr in Physik schon gute
Noten schreiben das neue Themengebiet verstehen, heißt das

nicht, dass sie das Paradebeispiel für die Klasse sind
Und alles, was ich nicht schaffe darf ich dann Zuhause nach-
holen
Ich tue es mir jeden Morgen an früh aufzustehen, nur um
dann zur Schule zu gehen und mit noch mehr Sachen als die,
die ich ohnehin schon bei mir hatte, nach hause geschickt zu
werden, um weiter zu lernen
Also warum genau gehe ich dann zur Schule?
Alles was ich wirklich lerne ist, Leistungen zu simulieren,
dem Lehrer vorzumachen, dass ich es verstanden hätte,
damit der mich nicht auch noch dafür verurteilt, dass ich es
nicht verstanden habe beim ersten mal
Das wird wiederum darauf geschoben, dass wir wohl
schlecht zu begeistern seien
WIR sind ja alle verzogen und frech. Dafür, dass wir unse-
re Meinung äußern oder auch gerne mal widersprechen,
weil wir keine Lust darauf haben wie Scheiße behandelt zu
werden, nur weil wir 20 Jahre jünger sind und alle uns des-
wegen als minderwertig abstempeln oder uns die alte Leier
vorwerfen, dass wir zu jung seien, das alles zu verstehen
Ich bin also zu jung um zu verstehen, dass ich mit 14 Jahren
nicht rein ins Gebäude darf, obwohl mir kalt ist?
Schließlich wissen die „Älteren“, die drinnen sitzen, das bes-
ser weil sie besser beurteilen können wie ich mich fühle?
Aber generell entscheiden die Lehrer auch darüber wie viel
Stress ich ab kann
Ob drei Arbeiten vier Hausaufgaben und eine Präsentation
viel in fünf tagen sind?
Ich glaube nicht
Schließlich lern ich dadurch die Abende bis 10.00 Uhr und
gehe mit der Angst ins Bett, es nicht zu können bzw. nicht

richtig zu haben und am Ende spucke ich es alles auf mein
Aufgabenblatt und vergesse es die Stunde danach wieder
Also warum hierbleiben?
Warum lass ich mir das gefallen?
„Du lernst doch aber was für's leben“
Und was genau? Dass ich nicht gut mit Stress umgehen
kann?
Leicht darunter zusammenbreche und unglücklich bin, weil
alle verstehen warum ein Gegenstand in der Luft Energie
ausstrahlt und ich nicht?
Was genau lerne ich daraus?
Sind wir mal ehrlich. Wie viel von dem, was ich hier lerne
brauche ich wirklich?
Wie soll ich in einem Raum von dem Ausmaß eines Klassen-
raums darüber lernen, was ich alles im Leben brauche, wenn
ich in Berlin wohne, einer Stadt von einem so großen Aus-
maß
Ich meine, hat einer von euch ne Ahnung oder es gelernt in
der Schule diese Fragen zu beantworten:
Wie kriege ich eine Wohnung? Wie komme ich an die Uni?
Wie bewerbe ich mich auf einen Job?
Wenn alles, was auf dem Lehrplan steht, Säuren und Basen,
Sinus und Kosinus und Caspar David Friedrich sind?

Laura Kretschmer, 15 Jahre

Hier

Song: Kids-Current Joys:

Oh I'm just a kid
I never use my brain
I only use my heart
and my imagination

– Oh ich bin nur ein Kind
Ich benutz nie mein Gehirn
Ich benutz nur mein Herz
und meine Fantasie

Ich bin doch nur ein Kind
Ich höre nicht auf mein Gehirn
sondern nur auf mein Herz und meine Fantasie
Ich weiß nicht
Ich weiß nicht, wann meine Kindheit ging
oder ob sie überhaupt ging
oder ob ich nicht irgendwann gegangen bin
Ich weiß nicht, ob die Stadt uns
durch ihre Lebendigkeit für immer jung hält
Oder ob ihre Schnellebigkeit und Hektik uns zum Erwach-
senwerden zwingt und wir lernen müssen Verantwortung zu
übernehmen
Ich weiß nicht
Ich weiß gar nichts
Was ist jetzt?
Ich weiß es nicht
Ich bin einfach überfordert

Weil ich immer noch ein Kind bin,
aber zum Erwachsenen werde
Und manchmal einfach kein Jugendlicher sein will
und dann doch irgendwie alles auf einmal davon und nichts
davon bin
Ich weiß nur, was ich jetzt gerade sein will:
glücklich

Und das ist,
wenn man barfuß Fahrrad fährt und einem am Ende die Füße
weh tun, weil die Pedalen doch nicht so bequem waren wie
sie aussahen
Oder wenn man statt 5 Minuten zum Bahnhof
eine halbe Stunde braucht, weil alles andere wichtiger ist als
nach Hause zu kommen
Oder wenn man mit Regenschirm und Regenjacke bei Niesel-
regen rausgeht, um Tresor Cornflakes und Mais zu kaufen
Oder wenn man versucht einen Witz zu erzählen, aber man
gar nicht zum Punkt kommt, weil Der Witz zu lustig ist und
man sich selbst schon tot lacht und die anderen einfach mitla-
chen, ohne den Witz zu kennen, einfach weil die Lache selbst
so lustig ist
Oder wenn man nachts zum Alexanderplatz geht um ein Sel-
fie mit dem Fernsehturm zu machen, dem Wahrzeichen der
eigenen Heimatstadt
Oder wenn ein Witz den ganzen Abend lang lustig ist, aber
andere nicht mal beim ersten Hören hätten schmunzeln müs-
sen
Oder wenn man die ganze S-Bahn mit Lachen füllt
und mit der Ringbahn seine Runden dreht
Oder wenn man mit Freunden zusammen im

Park sitzt, die Musik laut ist und alle nur das Lied fühlen und
jede Konversation unnötig ist bei diesem Geräuschpegel
Oder wenn man sich beim Lügen die Asse hin und her schiebt
Oder wenn man rennen muss um seine Bahn zu kriegen und
anfängt zu lachen, weil man sich einfach unglaublich dumm
vorkommt

Und wenn man im Weißensee und Schlachtensee baden geht
Oder wenn man auf dem Dach die Sonne untergehen sieht
Oder wenn man bei Humana tausende Sachen anprobiert,
von denen die Schwester die Hälfte sowieso potthässlich fin-
det

Oder wenn man leicht frierend an der Bushaltestelle mit Mais-
waffeln und Chinanudeln sitzt

Oder wenn man am Späti sein Sterni zischt und man nicht
mehr weiß ob Juli oder August und ob Donnerstag oder Mon-
tag ist

Oder wenn man hektisch im Fotoautomaten hin und her
springt, um von Bild zu Bild immer zwei verschiedene Perso-
nen draufzukriegen

Oder wenn man mit Freunden bei Kaans im Sommergarten
sitzt und alle den Mund voll Döner haben

Das will ich jetzt

Und was später mal ist?

Ich weiß es nicht

Und was ich später mal sein will?

Immer noch ein Kind,

Was nur auf sein Herz und seine Fantasie hört

Und die Stimme der Vernunft die vom Gehirn rüberschallt ig-
norieren wird

Und Glückliche

Aber nicht

G-L-Ü-C-K-L-I-C-H

Sondern

L) wie jemand, mit dem man sich den jeweils anderen Namen über den Schulflur zu ruft, aufeinander zu rennt um sich zu umarmen und jemand, der manchmal die falschen Artikel verwendet

R) wie jemand, der mich jeden Morgen aufs Neue mit seinem Outfit überrascht und der oft einfach nur den Kopf schüttelt bei meinen kläglichen Versuch lustig zu sein

A) wie jemand, mit dem man sich immer die schlechtesten Konter an den Kopf wirft und der schon fast bei uns zuhause wohnt

C) wie jemand, der manchmal echt verpeilt oder stur ist, aber man es ihm einfach nicht übel nehmen kann

I) wie jemand, dem die unnötigsten Sachen peinlich sind und der mit mir über die dümmsten Sachen lacht

R) wie jemand, mit dem man jeden tag über die gleichen Sachen Witze macht und sie immer noch lustig sind und dem ich manchmal ganz schon auf den Nerv gehe

M) wie jemand, mit dem man sich jedes Mal Asianudeln für 2 Euro holt und sich an die Panke setzt

Und L) wie jemand, der es auch nach 9 Monaten zusammen auf engsten Raum immer noch mit mir aushält und den ich manchmal ganz schön hasse aber immer einmal mehr lieben werde

Das will ich sein

Mein Glück

Mit Euch

Unser Glück

Und Hier

In unserer kleinen,

hektischen

lebendigen,

uns für immer jung haltenden

und zum Erwachsenwerden zwingenden,

dreckigen,

irgendwie alles auf einmal seienden

3.6 Millionen Einwohner Welt.

Lena Kretschmer, 15 Jahre

Alte Leute

Sie kochen gerne und schauen Fernsehen, sie fahren Bahn, denn sie verlernen das Gehen, sie sind oft beim Arzt und werden kleiner, sie verlieren die Zähne und werden gemeiner, mit 100 noch hängend am Apparat, ihr Alter mal tausend kostend im Jahr, damit sie schlafend warten auf Rente, und niemand weiß wann ist Ende Gelände. Dabei kannst du nicht mal mehr sprechen, trotzdem darf ich Jahr für Jahr blechen, für das Pflegeheim zu fein, aber Wein, der geht noch rein. Schon klar, ihr wart mal im Weltkrieg, manche auch zweimal, und ihr habt voll den Durchblick, durch den Mauerbau und auch den Abriss, Kiesinger gewählt, dann gesagt „jo, das war nichts“, im kalten Krieg nicht erfroren, Helmut Kohl auserkoren, aber bitte, bitte, es ist an der Zeit, es ist nicht persönlich, aber soweit. Denn wenn ich ein von euch treffe, muss ich direkt lächeln, damit ihr nicht denkt ich wäre einer der schlechten, so ein typischer Halbstarker, Schlägertyp auf dem Schulhof, damit ihr gut über mich denkt, doch seid ihr bald eh tot. Nein, ich will nicht ständig mit euch reden, auch nicht morgens in der Bahn, ich hasse Festnetzgespräche, bei mir läuft doch immer gut momentan. „Früher war’s besser“, Bruder, früher war Krieg, „Diese ganzen Anglizismen“ Diggah, die sind doch on fleak, „Immer diese Killerspiele“ Ich will halt wissen wie’s dir ging, „Benutz mal ein Deostift“ Du, ihr riecht genauso schlimm. Wenn ihr die Rentenkassen leert, schmeißt ihr davon ein Fest, währn’d ihr euch um uns nicht schert, lasst uns doch auch noch einen Rest. Ja, wir werden immer weniger und ihr immer älter, sucht den Fehler nicht bei uns sondern mal bei euch selber. Man darf nicht verhüten UND dann noch alt werden, die Rechnung geht nicht auf. Ja, richtig, ihr seid ein Problem,

nicht nur für uns, sondern auch fürs System. Und ständig hör’ ich es „Respekt!“, ja ihr fordert ihn, doch sieh es ein, bro, wir fordern es doch ebenso, ich bin ehrlich, ja es stört mich, wenn im Supermarkt die 70, 46 beglichen werden mit Münzgeld, ja, das freut deine Umwelt, wenn man stets daran festhält, dass nur DEINE Zeit zählt. Kannst du nicht endlich erbost die Nas rümpfen mit starrem Rücken auf’s Rad hüpfen, dich mal verdrücken und so mein Tag schützen (mein Gott) wirklich, ich hab weniger Bock auf Rentner als Rainer Calmund auf ’ne Diät.

Euer Alter kotzt mich an. Ihr seid wie ein Handlungsstrang, der seit Jahr’n vom Anfang an zum Ende hin ins Leere läuft, ihr seid wie ein Gedankenstrich, der im Grundsatz jämmerlich für euch denkt und für euch spricht. Zum Fazit komme ich in dem Falle, denn liebe Rentner, ich hasse euch alle, außer Omi, denn die ist die Beste. Im Krieg war sie zwar nicht existent, aber falls ihr jetzt denkt, sie wäre ineffizient, seid ihr geistig beschränkt, denn ihre Kekse sind die besten, doch leider, leider könnt ihr sie nicht testen. Die Kekse, die brauch ich, sie sind alle für mich, aber hätt’ sie gewollt, und das versprech ich ganz feste, dann hätt’ sie gemacht, denn sie ist die Beste. Nicht so wie all die andern Rentner, alt und grau, Haare ab, Magen blau, nein, sie nörgelt nie, schaut immer lieb wenn sie spricht, über Flüchtlinge reden wir nicht, sie wird bestimmt immer fit bleiben, braucht nie Pflege, Zeit alleine vertreiben, und geht ihre Wege, wenn es denn Zeit wird. Aber außer Omi, und das schwöre ich euch, sind Rentner scheiße, weil die niemand mehr brauch.

Ihr Rentner, nehmt euch ein Beispiel an uns, wir können alles, denn wir sind jung. Und äußert brutal. Und gutaussehend natürlich auch. Ich bin einer davon und gehe jeden Trend mit.

Ich trinke Chai Latte und den meist bei Subway, ich lebe vegan und enjoye den day, als wär's mein letzter. Ich google nach Google, ich bin radikal links, ich identifiziere mich als Einhorn und grüße mit „I bims“. Ich war 1 year in Australien und #schuleistscheiße aber manchmal doch nicht so schlimm und dieser Reim ist auch scheiße. Ich lästere über BWL Studenten und studier es dann selbst, mein Hashtag lässt ganz Twitter trenden und wenn du dich vor mich stellst – dann lass ich dich wissen, ich bin groß, denn ich bin jung, und ich bin schön und das noch lang.

Alt werden – ist nichts für mich, ich wär' lieber 7 geblieben, hätt' mich an Kleinigkeiten aufgerieben, haufenweise Sand zu sieben und das dabei auch noch zu lieben. Jetzt dauert es nur noch ein paar Jahre und, Gott bewahre, ich bin auch da, wo die Alten heute sind, aber immerhin hab ich dann ein Kind, dass mich täglich pflegt und es singt – ein Lied davon, dass ich schrecklich bin, und ich werd' dünner als dünn, doch weigere mich zu gehen, denn eigentlich ist alt sein ja doch ganz schön.

Levi Penell, 18 Jahre

Zwischen den Tönen

Ich leb' in C-Dur, du in a-moll
hegst gegen viele Leute Groll
und anfangs auch gegen mich
doch bald schon änderst du dich
Du wirst mein Haydn, ich dein Mozart
und eigentlich ist das gar nicht meine Art
aber ich vertraue dir fast sofort
Denn zwischen den Tönen finden wir Verbundenheit
statt allein' sind wir jetzt immer zu zweit
Und ich vergesse zerbrochene Freundschaften
und alte Narben,
denn das mit uns scheint so perfekt
und wird sicher eine lange Zukunft haben

Du und ich, wir leben in D-Dur
unsere Freundschaft wie ein unausgesprochener Schwur
der ewig halten wird
Da sind wir unbeirrt
Zusammen ist selbst U-Bahn fahr'n ein Abenteuer
Es wirkt alles neu, selbst zwischen alten Gemäuer'n
Denn an deiner Seite sieht die Welt anders aus
Wenn ich mit dir rede,
schalte ich endlich mal den Kopf aus
Du mein Brahms, ich dein Schumann
erst gemeinsam fangen wir zu leben an
Zwischen den Takten finden wir Geborgenheit
Statt alleine immer zu zweit
Und wenn wir gemeinsam
bis in die Nacht Musik machen,

um schließlich mittags erst wieder zu erwachen,
dann hab ich die Welt um uns herum von Dingen,
die uns egal sind, besessen –
zumindest für einen kurzen Moment mal vergessen

Du und ich, wir leben in A-Dur
Unsere Freundschaft liegt schon fast in unserer Natur
Und obwohl die Leute um uns herum jetzt anders sind
haben wir uns zusammen verändert,
sind noch gleich gesinnt
Müssen über viele Dinge nicht einmal reden
Nach ein paar Jahren versteht man sich eben
auch mal ohne Worte
Du Paul McCartney, ich John Lennon
Kann all' deine Lieblingslieder benennen
Und wenn's mir schlecht geht, kann ich mit dir singen, Musik
machen, tanzen, reden, schweigen,
lachen und weinen
Wenige verstehen uns, nur wir und Beethoven,
Freddie Mercury, Bach, Kurt Cobain,
Roger Waters und Haydn und all die anderen Musiker,
sie sprechen die gleiche Sprache wie wir,
denn meine erste große Liebe war ein braunes Klavier, aber
jetzt bin ich hier
Und nur wegen unserer gemeinsamen Liebe für Töne
bist du bei mir
zwischen den Noten finden wir eine tiefe Zufriedenheit
kann mich kaum an's Allein-sein erinnern
Wir sind immer zu zweit
Und wenn du sagen würdest „lauf“,
wär ich zum laufen bereit

weil wir es schon wissen, müssen wir uns nicht mehr sagen,
wie wichtig wir uns sind
und trotz all der Erlebnisse ist es, als ob uns die Zeit zwischen
den Fingern zerrinnt
gestern war ich doch noch halb ein Kind
ich hab Angst davor, was vielleicht morgen beginnt

Du und ich, wir leben in h-moll
Uns beiden geht es ... irgendwie nicht so toll
Doch zwischen den Tränen finden wir Beileid
Wir weinen nicht allein, sondern immer zu zweit

Doch dann: im Laufe der Zeit
kommt der erste große Streit
und zwischen den Klängen ist nur noch Frust und Wut
aber irgendwie fehlt uns beiden die Kraft und der Mut
darüber zu sprechen
um das Schweigen zu brechen
und die Töne verstummen leise
auf eine unauffällige, zögerliche Art und Weise
Bis ich morgens aufwache
und mir Sorgen mache
wo sie denn eigentlich geblieben sind
und wo du bist

Ich leb' in f-moll, du in g-moll
Du hegst gegen viele Dinge, Orte,
Lieder und Leute Groll
Und jetzt auch gegen mich
und nein, du änderst dich nicht
denn unser Tonpalast ist eingestürzt,

doch du scheinst nicht traurig, oder zumindest bestürzt
Denn während ich noch in den Trümmern liege
fängst du schon wieder an zu fliegen, zu lieben,
versuchst du etwa mich zu besiegen?
Selbst wenn die Musik wiederkommt, fehlt mir der Haydn zu
meinem Mozart und der Brahms zu meinem Schumann und
der Paul McCartney zu meinem John Lennon
Und irgendwie mag ich den Klang von nur meiner Stimme
und nur meinen Tönen und nur meinen Harmonien ohne de-
ne nicht
Zwischen den Tönen fühl ich mich einsam
denk oft an uns. Wir hatten doch einen Plan
für unsere Zukunft mit einem „wir“
Doch jetzt stehen du und ich alleine hier
Nur wegen unserer gemeinsamen Liebe für Töne
waren du und ich wir
Und vielleicht hat das dann doch nicht gereicht
aber langsam verbleicht
die Erinnerung und mit ihr der Schmerz

Und erst weg von dir fang ich wieder zu leben an
baue mir Klang für Klang einen Neuanfang
All die anderen Musiker
sprechen immer noch die gleiche Sprache wie ich
und selbst wenn alles,
wirklich alles um mich herum bricht
Meine erste Liebe war ein braunes Klavier
und das bleibt für immer bei mir
hier

Lina Mograby, 14 Jahre

Liebesbrief

Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag.
Freitag,
endlich Freitag,
jetzt beginnen wir zu leben,
treffen uns mit Freunden,
gehen raus,
genießen den Sommer,
genießen diese Stadt, dieses Berlin.
Und für was?
Woche um Woche leben wir nur für das Wochenende,
an dem wir endlich all das machen was wir sonst nicht schaffen,
in diesem Alltag,
in dieser Stadt, in diesem Berlin.
Reden darüber wie wir niemals so werden wollen
wie all diese Erwachsenen
die nicht mehr mit dem Herz entscheiden
sondern nur noch mit dem Kopf ‚denken‘.

Wir fühlen uns frei
auf den Dächern dieser Stadt,
auf den Gehwegen dieser Stadt,
in den Hinterhöfen dieser Stadt.
Und für was?
Das wir genau so enden wie sie?
Weg von den Dächern,
weg von den Gehwegen,
weg von den Hinterhöfen
und rein in den regulären *nine to five* Bürojob,
wo wir dann mit leeren Köpfen

und schmerzenden Herzen sitzen werden
und uns fragen werden,
wie zur Hölle das passieren konnte.
Wir haben uns doch so sehr geschworen,
dass wir anders sind.

Berlin,
dieses Berlin, das ist ein Gefühl,
was ich nicht beschreiben kann,
vielleicht fühl nur ich es,
vielleicht wisst ihr was ich meine,
es ist ein Gefühl von
Wärme ohne Worte von
Musik ohne Sinne von
Rauch ohne Feuer.
Unlogisch, wirr und irgendwie atemberaubend.

Endlose Nächte, die uns den Schlaf rauben,
uns tiefe Schatten unter die Augen zaubern,
uns vergessen lassen, was wir nicht mehr wissen wollen.
Sind wir die, die wir sein wollen
in dieser Stadt voll unbegrenzter Möglichkeiten?
Sind wir die, die wir sein wollen
in dieser Stadt voll Menschen,
die genau wissen wer sie sind?

Diese grauen Fassaden,
lachen sie uns aus oder lachen sie mit uns,
ich weiß es nicht,
leuchten im Licht der Laternen, während wir
durch die nächtlichen Berliner Straßen laufen.

Laute Musik zu der wir lautlos mitsingen,
hüllt uns ein.

Es sind die Menschen die Berlin zu Berlin machen,
du machst Berlin zu Berlin,
ihr macht Berlin zu Berlin,
wir machen Berlin zu Berlin.
Was wäre ich nur ohne dich, Berlin?
Was wäre ich ohne diese Stadt
mit unbegrenzten Möglichkeiten?
Was wäre ich ohne diese Stadt voll Menschen,
die genau wissen wer sie sind?
Die mir zeigen wer ich bin
Und wer ich sein kann,
wenn ich will.
Was wäre ich ohne dich,
ohne euch, ohne Berlin.

Wenn ihr an Berlin denkt, denkt ihr an
den Fernsehturm, das Brandenburger Tor, an den Alex
und an all diese Orte die man in übersteuerten Reiseführern
findet.

Wenn ich an Berlin denke denke ich an
zu spät kommende Bahnen, den Geruch von muffigen Second
Hand Läden, an den nach pisse riechenden Tunnel unter der
U2 und Hundescheiße überall.

Ich denke an
sonnige Herbsttage,
warme Wintertage,

regnerische Frühlingstage und
kalte Sommertage.

Asia Nudeln für 2 Euro, unfreundliche Opas,
den türkischen Obstmann um die Ecke,
den Wintergarten von Kaans und lila Wolken.

Ich denke an die allerersten Sonnenstrahlen,
wenn man realisiert,
dass man langsam mal ins Bett gehen sollte,
kalte Berliner Luft, die typische Berliner Schnauze und an
alte Leute die von Kopf bis Fuß tätowiert sind.

Ich denke an Hochhäuser
mit Dächern auf die wir eigentlich gar nicht rauf dürfen.

Ich denke an
Sonnenaufgänge und Sonnenuntergänge
an meinen überhitzten Körper
der mitten in der Nacht von eiskaltem Wasser umschlossen
wird, versalztes Pommes, genau richtig gesalzene Pommes,
Angst, Glück, Kindheit, gebrochene Herzen, Wut, Freiheit,
Schmerz, Liebe
und dich.

Es wird mir nie zu viel in dieser Stadt
voll Menschen, die genau wissen wer sie sind,
voll Menschen, die keine Ahnung haben wer sie sind,
voll Menschen, die mich inspirieren,
voll Menschen, die mich beeinflussen,
voll Menschen, wie du und ich,
voll Menschen, die so ganz anders sind als du und ich.

Und ich hoffe, dass ich auch irgendwann einer dieser Men-
schen bin,
die genau wissen wer sie sind.
In dieser Stadt.
In diesem Berlin.

Maja Bons, 15 Jahre

Berlin

Hohe Häuser, bunte Straßen,
Menschenmengen und Neonfarben.
Rote Pflaster, dunkle Gassen,
dreckig, kalt und grau.
Jedermanns Heimat, doch allen fremd.
Viele Seiten – kein Gesicht.

Marie Kiesel, 15 Jahre

Deutschland den Dummen?

Mittwoch. Vierte Stunde. Zehnte Klasse.
In der ersten Reihe schläft jemand, aufmerksam ist sowieso
keiner.
Irgendwo in der Mitte der Klasse reden zwei Mädchen über
den üblichen Kram.
Ganz hinten spielen einige Käsekästchen, vereinzelt auch lei-
se Stadt, Land, Fluss.
Manche essen – mit vorgehaltener Hand, um es vor dem Leh-
rer zu verstecken.
Jemand fragt nach Popcorn.
Ein Junge beschwert sich über diesen unnötigen Tag: „Da hät-
te man ja auch zu Hause bleiben können.“

Denn vorne läuft ein Film.
Ein Film, in dem gerade ein alter Mann auf dem Boden kniet,
kniet und betet.
Doch wen interessiert schon dieser alte Mann? Wen interes-
siert die Kette mit einem Kreuz an seinem Hals? Wen interes-
siert es, dass das Papst Pius XII. ist? Wen interessiert es, dass
in der nächsten Szene Menschen aus ihren Häusern gezerrt
werden? Wen interessiert es, dass diese Menschen abtrans-
portiert werden, weil sie glauben?

Wen interessiert es, dass 6 Millionen Juden getötet wurden?
Wen interessiert es, dass 6 Millionen Menschen wegen einem
Mann getötet wurden?
Wen interessiert es, dass 6 Millionen Menschen wegen dem
Egoismus und Rassismus anderer sterben mussten?
Wen interessiert unsere eigene Geschichte?

Niemanden?

Wenn man sich im Klassenraum umsieht, dann interessiert es niemanden.

Es interessiert niemanden, was vor nicht einmal 100 Jahren passierte.

Es interessiert niemanden, was genau hier passierte.

Es interessiert niemanden, was wir getan haben.

Dabei ist es das Schrecklichste, was jemals passiert ist.

6 Millionen Tote.

Und es interessiert niemanden.

In was für einer Welt leben wir?

Natürlich, wir haben aus der Geschichte gelernt, so etwas würde heute nicht nochmal passieren, also – wieso sollte uns das noch interessieren? Es ist doch vorbei.

Mittwoch. Nach der siebten Stunde. Heimweg.

Auf der Straße läuft ein Mann vorbei, ein aggressiver Blick, schneller Schritt – und jeder weicht ihm aus. Auf dem Oberarm ein Tattoo, eine Art Kreuz, das jedem bekannt ist. Neben ihm ein anderer Mann, friedlich aussehend, die Menschen atmen auf, doch dann, in seiner Hand – ein Schild. Ein Schild, auf dem nur zwei Wörter stehen: „Ausländer raus“. Ein Schild, das den Menschen Angst macht. An der Bushaltestelle steht eine Frau. Eine ganz normale Frau. Aber sie ist in ein Gespräch mit einem Kollegen vertieft, über die Asylbewerber, die Flüchtlinge, die Menschen, die den Deutschen die Arbeitsplätze wegnähmen, die Deutschland zu einem Land machten, in dem sich die Deutschen nicht mehr zu Hause fühlen. Und da läuft ein Mann vorbei. Dunkle Haare, dunklere Haut. Er redet auf Arabisch in sein Handy, er läuft einfach nur vorbei.

Aber sofort ziehen sich die Augenbrauen der Frau zusammen, sie rümpft die Nase und dann – spuckt sie ihm vor die Füße. Der Mann versucht es zu ignorieren und läuft ruhig weiter, aber die beiden Männer setzen sich in Bewegung, sie jagen ihn über die Straße, beschimpfen ihn, stürzen sich auf ihn. Und da schauen die anderen Menschen weg. Sie steigen in den Bus und entfernen sich ohne nur ein Wort gesagt zu haben. Aber irgendwann bleibt der Bus stehen, die Straßen sind gesperrt. Sie schauen aus dem Fenster, sehen eine Menschenmasse, die sich grölend bewegt. Mit Schildern, auf denen in grellen Farben „Deutschland gehört den Deutschen“, „Gebt uns unsere Arbeit wieder“ oder „Geht dahin zurück, wo ihr herkommt“ steht. Mit Schildern, auf denen der Rassismus und die Intoleranz der Menschen deutlich zu sehen ist.

Es ist eine Demonstration gegen Ausländer.

Eine Demonstration für die AfD.

Eine Demonstration gegen Menschen.

Eine Demonstration für Hass.

Eine Demonstration gegen Nächstenliebe, gegen Werte, die den Kindern in der Schule beigebracht werden sollten.

Die Geschichte ist vorbei.

Sie muss uns nicht mehr interessieren.

Aber es passiert wieder.

Die Menschen fangen an, die Geschichte zu vergessen. Sie fangen wieder an, Menschen wegen ihres Glaubens oder ihrer Herkunft anzugreifen.

Wen das interessiert? Mich.

Und uns alle sollte das interessieren.

Vielleicht schaffen wir es dann zu verhindern, dass unsere Geschichte sich wirklich noch einmal wiederholt.

Vielleicht schaffen wir es dann wirklich, aus unseren Fehlern zu lernen.
Aber dafür müssen wir die Augen aufmachen.

Marie Kiesel, 15 Jahre

Karmesinrot

Im Theater
In karmesinroten Sitzen
Hoch oben überm Parkett
Wo die Kettchen funkelnd im Lichtermeer blitzen
Dort sitzen Friedlinde und Fred
Friedlindes Finger umklammern ein Fernglas
Denn das Leute begaffen macht ihr riesigen Spaß
„Oh sieh nur!“, sagt sie zu ihrem Mann
„Oh sieh dir nur das junge Ding da an!
Hat die da etwa einen Ring in der Nase?“
Und prompt redet Friedlinde sich völlig in Rage:
„Oh, was ist nur aus dieser Welt geworden!
Was muss man sich nur um die Jugend sorgen!
Wollen in diesem Aufzug ins Theater –
VERSAGT haben da die Eltern
– oder nur Mutter oder nur Vater
Ach! Man muss sich ja gar nicht mehr wundern
Wenn man so sieht
Wie einer das Kind allein groß zieht!
Man muss sich ja gar nicht mehr wundern
Wenn man bedenkt
Dass keiner den Kindern mehr Aufmerksamkeit schenkt!
Da lässt es sich wahrlich leicht erklären
Dass die sich nur noch von Drogen ernähren
Dass die alle keinen Respekt
Und keinen Anstand mehr haben
Und derart kurze Röcke tragen!
Dass die nicht mehr wissen, was sich gehört
Und wie sehr das die anständigen Leute hier stört!“

Fred seufzt sehr tief und resigniert
Was Friedlinde zufrieden als Zustimmung interpretiert
Er aber legt müde den Kopf in die Hände
Starrt schwermütig auf die ihn umzingelnden Wände
Ja, er würde viel lieber das Fußballspiel sehen
Anstatt mit Friedlinde ins Theater zu gehen
Was er früher vielleicht einmal sehr genoss
Doch das war bevor sie ihn so verdross
Mit ihrem unaufhörlichen Gezeter
Ist es, als habe er einst den „Schwarzen Peter“
Gezogen und würde ihn nun nicht mehr los
An einen geheimen Ort
Den außer ihnen keiner kennt
Wo sie keiner zu irgendwelchen Pflichten drängt
Wo es nach wilden, wuchernden Gräsern riecht
Und ein freier Wille durch die Büsche kriecht
Wo der Hase dem Igel ein Gute-Nacht-Lied vorsingt
Und in seiner Stimme kein falscher Unterton mitschwingt
Dahin flüchten sie sich
Wenn sie nicht mehr ertragen
Womit vorurteilsbelastete Menschen sie plagen
Dahin flüchten sie sich
Die desillusionierten Realitätsverdränger
Die träumenden Geheime-Gärten-Kenner
Auf dem Parkett
Unter einem älteren Ehepaar
Sitzt eine lärmende Schülerschar
Die wohl dazu gebracht werden musste,
ins Theater zu gehen
Wobei viele ja doch nur auf ihr Smartphone sehen
Widerwillig sind sie eingetroffen

Jetzt lässt sich nur noch auf baldige Erlösung hoffen
(einer hat vorsorglich vorgesoffen)
Und als der Lehrer seine Schüler so zählt
Bemerkt er plötzlich, dass einer fehlt. – Einer,
der – statt sich in karmesinroten Sitzen niederzulassen
Und die theatrale Spannung der Luft zu erfassen
Lieber um die Häuserblocks rennt
Damit er möglichst viele Kalorien verbrennt
Einer, der es für erfolgreich hält,
wenn sein Gewicht immer mehr und noch mehr fällt
Er ist ehrgeizig und sehr diszipliniert
Stellt die Heizung ab, weil, wenn er friert
Verbrennt er Kalorien
Und das ist's, worum's ihm geht
Dass da ne immer kleinere Zahl auf der Waage steht
Seine Haut ist gestrafft und die Knochen schauen raus
– So und nicht anders
sehen selbstkontrollierte Menschen aus!
Er rennt Runde um Runde, Stunde um Stunde,
fühlt sich wunderbar leicht
Rennt bis er denkt, dass es für heute mal reicht
Obwohl er nie so ganz zufrieden ist
– Solange er das Hungergefühl dabei vergisst –
Mit der dürren Hand streicht er ein Haar aus dem Gesicht
Läuft nach Hause im Straßenlaternen-Licht
Sein Schatten ist lang und herrlich schmal
Ja, dieser Weg ist die einzig richtige Wahl
Und er rennt und rennt und rennt ...
An einen geheimen Ort, den außer ihnen keiner kennt
Wo ihn keiner in irgendwelche Schubladen zwängt
Wo es nach wilden, wuchernden Gräsern riecht

Und ein freier Geist durch die Sträucher kriecht
Wo der Hase dem Igel ein Gute-Nacht-Lied vorsingt
Und in seiner Stimme kein falscher Unterton mitschwingt
Dahin flüchten sie sich, wenn sie nichts mehr ertragen
Wenn Wahn und Selbstzweifel an ihnen nagen
Dahin flüchten sie sich,
die sich aufbäumenden Wirklichkeitswegrenner
Die träumenden Geheime-Gärten-Kenner
In einem quadratischen Klotz
mit blank blitzendem Vorgarten
wohnt sie, die noch die großen Börsengewinne erwartet
Die die Karriereleiter so mühelos hochzuklettern scheint
wie ein Affe den Baum
um dann von oben auf die anderen runter zu schauen,
die schuftet und schuftet, so viel, wie's nur geht,
die abends vorm Badezimmer-Spiegel steht
und ihre Sehnsucht zu verdängen versucht,
indem sie den All-inclusive-Urlaub nach Ägypten bucht
Und heute – heute gönnt sie sich mal einen Abend im Theater
Mit ihrem alten, einsamen, verwitweten Vater
Und der ist mächtig stolz, denn hat seine Tochter heute nicht
wieder den Firmenpreis abgeräumt?
Und die Tochter schaut zur Bühne und fragt sich:
„Hab ich nicht mal von was anderem geträumt?“
Und sie denkt an jene längst vergangene Tage zurück,
an jenes Gefühl von vollkommenem Glück
„Ja, ich wollte doch immer die Menschen berühren
Immer dieses Gefühl beim Abschluss-Applaus spüren
Ja, ich wollte doch ein ganz anderes Leben führen.“
Und ihr wird eisig kalt in diesem warmen Raum

Sie versinkt im Sitz, schließt die Augen
und ist plötzlich wie im Traum
An einem geheimen Ort,
den außer ihnen keiner kennt
Wo sie keiner zu irgendwelchen Pflichten drängt
Wo es nach purer, wahrhaftiger Freiheit riecht
und alles schwebt, niemand von der Last erdrückt am Boden
kriecht
Dahin flüchten sie sich,
die desillusionierten Realitätsverdränger,
die träumenden Geheime-Gärten-Kenner
Ein paar Reihen hinter einem älteren Ehepaar
über den Köpfen einer Schülerschar
Sitze ich in karmesinroter Polsterung
und schau mich mal hier, mal da so um,
schlüpfe in die ein oder andere Haut,
hab so manche Geschichte um mich rum gebaut,
um mal unter die Oberfläche zu lugen,
wo oft so wenig Klischees und so viele Facetten spuken
Da öffnet sich plötzlich der karmesinrote Vorhang
Die Vorstellung auf Anfang
Ich sitz hier oben im Rang und in mir der Drang
Ganz in dem Spiegel zu versinken,
den sie mir hier vor die Nase halten
In wahrhaftigen Geschichten zu versinken
Mich vielleicht darin wiederzufinden
Und dann langsam zu entfalten
Vom Geschehen auf der Bühne bin ich wie elektrisiert
Gefesselt, gebannt, vollkommen fasziniert
Von dieser Welt,

die mein Hirn so sehr zum Dampfen bringt
Wo mir Peachum das „Lied von der Unzulänglichkeit menschlichen Strebens“ vorsingt
Dahin zieht es mich, wenn ich nicht mehr weiß, wohin
Wenn ich mit allem bereits sehr stark überfordert bin,
weil mein Hirn hier einen klaren nach einem wirren Gedanken fasst
Und es so berauschend ist, wenn mein Herz fast zerplatzt,
wenn sich die Luft bis zum Zerreißen spannt,
wenn ich dann meine Wange berühre mit der Hand
und feststelle, dass sie unheimlich glüht,
dass das hier der Ort ist, an dem jede Faser meines Körpers erblüht
Dahin zieht es mich
Und vielleicht bin ich da ja nicht allein
Denn gerade in diesen Tagen ist es doch so wichtig,
uns klar zu machen, was wir sein wollen:
Mensch sein
Oder nicht sein?

Marie Radkiewicz, 19 Jahre

Kinder von Terezin

Nun steht er da,
der Junge mit seinen kleinen runden braunen Augen.
Von Unschuld erfüllt starren sie der Mutter hinterher.
Ihr Geheimnis ist enthüllt.
Hat sie es doch echt gewagt?
Hat den Ärzten nicht gesagt,
dass sie noch ein Kind erwartet.
Das bräuchte Schutz, Hygiene, Mutterwärme. – Tja.
Das hättest du gerne.
Sagt das faschistische Regime zugleich.
Komm! Sei doch nicht so weich.
Machen wir schnell ne Zwangsabtreibung.
Dann ist das Kind weg
und ihr bleibt alle wohlgenährt
Auch du, liebe Mutter, bleibst unversehrt.
Dein Kind
oder Auschwitz?
Du kannst dich entscheiden.

Die Mutter fing gleich an zu weinen.
Was ist das denn für eine Frage?
Soll ihr eigenes ungeborenes Kind zu Grabe
oder doch sie selbst?
Und da ist doch noch ihr kleiner Sohn
Was ist mit dem?
Kann ich nicht Option Liebe wählen?
Nein.
Mit Liebe ist nicht viel im Dritten Reich.
Die Entscheidung viel zugleich.

Die Mutter stört nur,
ist ein Rebell.
Los!
Vernichten!
Aber schnell!
Ab nach Auschwitz mit ihr.
Doch ihr Kind bleibt hier.
Kann später bestimmt noch gute Arbeit verrichten.
Jetzt noch nicht vernichten.
Erstmal bleibt es hier.
Und nun steht er da,
der Junge mit seinen kleinen runden braunen Augen.
Von Unschuld erfüllt starren sie der Mutter hinterher.
Ihr Geheimnis ist enthüllt.
Und seiner Kindheit wurde er beraubt.
Doch nicht nur das hat sich der Faschismus erlaubt.
Unmenschlichkeit
stand im Programm.
Überall: in München, in Berlin,
sogar für die Kinder von Terezin.
Und heute?
Wo steht der kleine Junge heute?
Neben der Wir sind das Volk! Meute?
Neben Menschen,
die unbändige Lust auf Menschenhass haben
Leute mit der falschen Hautfarbe durch die Stadt jagen,
auf Führerkult stehn
und in der Nation ihre Alternative sehen?
Oder
sitzt der kleine Junge im Abschiebeflug?
Weil er zwar kleinen gelben Stern
aber den falschen Pass mit sich trug.

Wir haben nichts dazugelernt
Sind kein Stück
von der Menschenverachtung
von damals entfernt.
Es werden Grenzen empor gezogen.
Sympathien anhand von Nationalitäten,
anstatt anhand des Charakters ausgewogen.
Und statt endlich einmal nach oben zu schauen,
wollen Menschen nur noch höhere Grenzzäune bauen.
„Geschichte wiederholt sich nicht!“,
wird oft gesagt.
Doch die Prognose ist gewagt.
Lasst uns alles dafür geben,
dass das freie Leben für alle Menschen
ohne Hass und ohne Grenzen
nicht nur im Traume wird erfasst,
sondern tatsächlich.

Lasst uns nicht stumm bleiben müssen,
wenn unsere Kinder um unser Versagen wissen
und uns dann berechtigt fragen:
Wo wart ihr
in diesen Tagen?
Und der kleine Junge?
Er steht da –
mit Unschuld im Gesicht.
Will noch Eines sagen:
Bitte – vergesst mich nicht.

Marius Petrenz, 17 Jahre

Ein Schälchen voller Trauben

Eines schönen Tages sitzen wir beieinander,
du – neben mir – im Garten auf der Veranda.
Die Sonne kitzelt uns leicht auf den Nasenspitzen,
in den Büschen sehen wir munt're Käfer sitzen.
Aus der Ferne ertönt leise das Zwitschern der Vögel,
zwischen Blumen und Gartenschuhen;
fern weg von der lauten Welt und jedem Pöbel.
Hier scheint alles in Ordnung zu sein,
zwischen Bäumen und Träumen;
Ach – hier scheint alles so winzig und klein.
Es ist Mittag im Garten auf der Veranda,
an diesem schönen Tag sitzen wir beieinander.
Wir sitzen beieinander am alten, hölzern' Tisch.
Du stellst eine Schale mit Trauben hin
– sie sind ganz frisch.
Ich – noch ganz klein – kann meinen Augen
gar nicht trauen.
In diesem fein luftig, lauen
Schälchen voller Trauben
läuft herunter, unter lauter
spät' rer Weine aus Burgunder –
Das grüne Frisch
der klaren Tropfen,
die wie al dente Nudeln sich
langsam an die Schalen pfropfen.
Du guckst mich schelmisch an und nimmst dir eine.
Die Wahl trifft auf die Feine.
Du beginnst mir zu erzählen,
wie Opa sich bemühte,

die Richtige zu wählen.
Eisern stieg er auf sein feinstes Ross,
bevor er dir seine Liebe ergoss.
Wie Opa dir die Rosen zu den Füßen lag,
wie Opa einmal sogar beinahe fast –
Ja was?
Du guckst mich schelmisch an und nimmst dir eine.
Die Wahl trifft auf die Kleine.
Eine der bescheid'nen Sorte.
Eigentlich braucht man gar nicht viele Worte.
Um zu berichten –
Du berichtest
wie du einmal dichtest
trotz der schweren Zeiten
Emotionen in dein'm Herzen trägst.
Trauer, Furcht und Leid, die dich auch heute noch begleiten.
Früher noch viel näher, fülltest du schon damals Seiten.
Doch du hast dich nie beschwert,
mir zwar auch nie viel davon erklärt,
aber das Lächeln immer weit getragen.
Konnte dir stets mein Mitleid sagen.
Doch einmal war dein Leide groß.
Wohl so groß das doch sogar beinahe fast ...
Ja? Was? Was?
Du guckst mich schelmisch an und nimmst dir eine.
Die wohl wunderbarste Reine.
Sie handelt von der weisen Lehre,
dass man nur das erzähle,
was man auch erzählen mag.
Einiges sollte man für sich behalten,
einiges, was nur man selbst noch weiß.

Lass Erfahrungen selbst sich walten.
Doch eine musst du noch erzählen. –
Los! Los! Los!
Du guckst mich schelmisch an und nimmst dir eine.
„Das ist jetzt deine.
Führe die Geschichte fort,
mach die Welt zum bess'eren Ort,
Nicht für dich – Nein, für deine Kinder.
Damit diese es ihren Kindern und diese es den Kindeskindern
erzählen können.
Denn meine größte Angst nachdem ich geh?
Dass ich irgendwann vergessen bin.“
Und ich schaue in die Schale.
In die triste, tiefe, kahle
Wölbung aus einsamer Leere.
In die staubig, graue, verwehte
Erinnerung aus alten Zeiten.
Bald muss ich den Weg allein beschreiten.
Ohne dich und ohne deine Hilfe,
du wirst nicht da sein,
um mir deinen Rat zu geben.
Doch da – ganz weit unten liegt die letzte Traube.
Die ewig verweilende, traute
Erinnerung an dich.
Sie wird für immer da sein.
Mich begleiten,
den Weg mit mir beschreiten
und dich in meinem Herzen tragen.
Für immer ...

Maxim Schuhmann, 20 Jahre

Zucker und Zimt

Ich rede und rede und du hörst mir zu,
verstehst meine Worte, aber nicht, was ich meine.
Ich seh dich an, seh in deine Augen,
seh mich in deinen Augen,
doch mehr als dieses Spiegelbild seh ich nicht,
seh nicht dich.
Das, was dich ausmacht, was du bist,
scheint plötzlich weit weg.
Und du drehst dich um,
gehst weg und da bin nur noch ich,
ich inmitten der Stille und allein, so allein
ohne dich.
Und ich kenne das nicht, dieses allein,
denn da warst immer du und immer ich,
immer wir.
Wir, wie Yin und Yang,
wie Zucker und Zimt,
wie Mond und Sterne,
wie Sand am Meer.
Ich dachte, ich kenne dich ...
Wir waren verschieden und doch irgendwie gleich,
denn so wie ich mich kannte, kannte ich auch dich.
Da waren wir, in sternenklaren Nächten,
liegend im Sand, schauend in den Himmel,
vertieft in Gespräche
übers Sein und Nichtsein, Gott und die Welt,
dich und mich.

Da waren wir, kichernd und prustend,
glucksend und gackernd,
unterwegs in der Stadt, angestarrt von allen,
doch es machte uns nichts aus, denn wir hatten ja uns.
Da waren wir, liegend, in Gedanken fliegend,
tief in unserer Fantasie,
unsere Zukunft gesponnen aus den buntesten Fäden.
Da waren wir, ich in deinem Arm,
du hältst mich warm,
unsere Tränen, die wir vergießen, fließen zusammen
und tropfen hinunter.
Da waren wir, laut singend, schief klingend,
vor Freude jauchzend,
Hand in Hand im Wunderland.
Und ich seh dich an und du mich.
Drei geflüsterte Worte
„Ich liebe dich.“
Denn ich weiß, dir kann ich vertrauen und du bist da, immer
da.
Doch da waren nicht nur wir, da warst oft nur du.
Du, so perfekt und von allen bewundert,
du, wunderschön und süß und klug noch dazu.
Du, kreativ, kultiviert, einfach talentiert und motiviert.
Und dann war da noch ich,
ich neben dir und nicht wir sondern du.
Ich in deinem Schatten, alles was wir hatten, plötzlich fort.
Und nicht selten ich für mich,
weiß nicht wer ich bin,
voller Zweifel und Ängste
und du tust mir nicht gut!
doch ich brauche dich.

Denn egal was war,
du hast mich aufgefangen, gesagt
„alles wird gut, du brauchst nur Mut!“
und dann ging es schon wieder.
Doch jetzt bist du weg, nicht mehr da,
hast dich abgewendet von mir und uns und allem was war
und ich
vermisse dich.
Du fehlst mir, fehlst hier
Es fehlt das WIR
Und alles, was bleibt, bin ich.
Doch was bin ich ohne dich?

Pauline Malkowski, 15 Jahre

Weniger

Geflüster.

Geflüster.

Zischen. Hauchen. Wispern.

Wer spricht da?

Es sagt etwas, klare Worte, doch ich verstehe nichts.

Es dringt nichts zu mir durch.

Ist es ein Geschöpf, das sich bewegt, oder ist es ein Geschöpf, das sich nicht bewegt und deshalb wohl nicht lebt? Jedenfalls vergesse ich immer, dass es lebt.

Oder bin ich es?

Sie schwimmt im Meer, sucht Halt, sucht Schutz. Das Meer ist kalt, doch ihr Fell ist dick. Sie kann die Kälte abhalten, denn früher ist das Wasser noch viel kälter gewesen. Verzweifelt sucht sie nach Eis.

Früher war es überall, das Eis.

Es schmilzt ... und sie stirbt.

Ihr verlasst euer Zuhause und fliegt. Ihr alle sucht das gleiche. Ihr müsst euch trennen, um fündig zu werden. Ihr sucht überall nach Blüten, findet Nektar.

Als ihr zurückkommt, seid ihr weniger. Einige sind nicht nach Hause gekommen. Ihr geht arbeiten, wie ihr es immer tut. Ihr wisst, wie hart ihr arbeiten müsst, um das Fehlen der anderen auszugleichen.

Jeden Tag wird es schlimmer. Wo sollt ihr noch Nektar suchen? Ihr fliegt alle, fliegt und fliegt.

Es macht euch kaputt.

Wir stehen. Einige von uns sind schon lange da, andere sind noch jünger. Die größten von uns überragen fast alles, was

um uns ist. Wir alle leben dasselbe Leben, stehen auf demselben Boden.

Regen. Sonne. Regen. Sonne.

Seit unzähligen Sonnenaufgängen.

Wir erleben die Natur um uns herum, die Vögel und Insekten, das Wachstum der anderen und das Krachen.

Es kommt mit dem Krachen und tötet uns, uns alle. Was haben wir getan, was haben wir falsch gemacht, wenn wir nur dastehen und wachsen und beisammen sind?

Es tötet uns, nimmt uns auseinander und trennt uns. Trennt uns voneinander, bis nichts mehr da ist.

Er ist allein. Er geht und geht, schläft, isst, trinkt, geht und geht.

Nicht einmal er weiß, wie lange er schon allein ist, dabei erinnert er sich an alles, was er erlebt hat.

Er erinnert sich an seine Mutter. Seine Mutter, die ihm immer so stark und schön und groß vorkam und jetzt ist er größer als sie es je war. Er erinnert sich daran, wie er seine Mutter verließ und wie er allein war. Allein war, wie er es jetzt ist. Er erinnert sich an seine neue Herde, erinnert sich an sie und ihn, seinen Sohn. Wie sie die Herde anführte und er sie verließ.

Er erinnert sich, wie es ihm seine Zähne genommen hat, spürt noch immer die Wunden auf seiner Haut, seiner dicken, grauen Haut.

Er greift nach einem Ast, schiebt ihn beiseite, geht weiter, weiter und weiter.

Es ist überall. Es kann nicht schwimmen, dennoch ist es im Wasser. Es kann nicht fliegen, dennoch ist es in der Luft. Es macht das Wasser kaputt, die Luft und das Land, es zerstört

mich, sie, euch, uns und ihn. Es nimmt alles in Anspruch, bildet tausend neue Anfänge und Millionen Enden. Und so zerstört es sich selbst.

Es muss aufhören, das wissen wir alle. Statt sich selbst zu verletzen, statt die Natur zu zerstören, sollte es sich beeilen, seine Welt zu retten, diesen Planeten, der seine einzige Chance ist. Es ist zu sehr mit sich selbst beschäftigt, zu egoistisch, um zu erkennen, was es anrichtet.

Es sind wir alle, es bin ich und es bist du.

Und du hörst wieder das Geflüster.

Ruhig, leise und leicht zu ignorieren.

Doch heute ignorierst du es nicht, denn du weißt jetzt, wer da spricht.

Es ist deine eigene Stimme, du hörst dich selbst aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Zischen.

Vergangenheit ist geschehen. Du kannst nichts ändern, das gestern passiert ist. Es ist zu spät, sich über alte Fehler zu ärgern und zu wenig Zeit, um in der Vergangenheit zu leben.

Hauchen.

Die Gegenwart ist der Schlüssel. Jetzt ist heute, heute ist jetzt. Jede Sekunde, die vergeht, kann ein Leben retten. Du musst nur lernen, in dieser Sekunde zu leben.

Wispern.

Niemand weiß, wie die Zukunft aussieht. Viele wissen, wie sie aussehen soll. Doch um die Zukunft zu erreichen, musst du nach der Gegenwart greifen. Die Zukunft selbst bleibt dir verborgen, denn wann immer du sie erreicht hast, ist sie Gegenwart.

Ronja Juran, 15 Jahre

Der Obstmann, das Ampelmännchen, die Sterne und du

Dort, wo es unter den Brücken nach Pisse stinkt und die Jugend vielleicht ein bisschen zu viel trinkt, da spielt unsere Geschichte. Berlin nennt sich der verwunschene Ort. Und nicht wenig, was nun in der Hölle schmort, ist da schon gewesen. Nun, damit die Umstände geklärt sind, beginnen wir doch mit dem Problemkind. Macht euch gefasst und sperrt auf die Ohrchen, greift nach der Limo und packt aus die Trinkröhrchen.

Es war einmal einmal ein Mädchen, das läuft gerade eine Straße entlang. Es ist dunkel. Sie befindet sich irgendwo im Norden Berlins, es ist eine kleine Straße. Sie läuft, ihre Hände in den Taschen, im Schal ein paar lose Maschen, in den Ohren trägt sie kleine weiße Stöpsel, aus denen Musik dröhnt, an die schiefe Sinfonie in ihrem Kopf hat sie sich längst gewöhnt.

Wie das Mädchen so läuft, sieht sie einen Laden. In dem Laden wird frisches Obst angeboten, sie war dort schon oft. Doch an diesem Tag ist es anders. Die Nachtsonne flüstert ihr unbemerkt was ins Ohr und auf einmal überkommt sie eine Welle der Wut. Sie würde sich jetzt gerne die Stöpsel aus den Ohren reißen und schreien. Sie würde schreien: „Warum stehst du da so dumm rum, du blöder Obstmann? Hast du denn nichts Besseres zu tun in dieser Nacht? Eine Nacht aus Glas möchte ich wohl sagen, da sind ein paar Sachen, die an mir nagen. Um eines möchte ich Sie bitten, hören Sie doch auf mit diesen Tritten! Sie treffen mich mitten ins Herz und Oh! Sie verursachen mir so einen Schmerz! Sie machen mir das Leben zur Hölle! Zur Qual! Es ist eine Schande! Also, bit-

te, bitte lieber Obstmann, hören Sie auf, so ein verdammtes Arschloch zu sein!“

Doch dann merkt sie, es ist nicht der Obstmann, auf den sie sauer ist, nein, sie weiß, dass du es bist.

Sie läuft schneller, in der Hoffnung, dass du sie in Ruhe denken lässt. Ihre Beine bewegen sich im Takt der Musik, doch ihr Herz schlägt dagegen an. Sie läuft weiter Schritt für Schritt. Sie versucht, sich vom Aufgeben abzuhalten, Schritt für Schritt. Sie sagt sich: 1, 2, 1, 2, 1, 2, links, rechts, links, rechts, links, rechts, Schritt für Schritt. Sie tut alles, um nicht stehen zu bleiben. Doch da wagt es das kleine rote Berliner Ampelmännchen doch tatsächlich, sich ihr in den Weg zu stellen. Daraufhin ballen sich ihre kleinen Hände zur Faust. Mit eiskalten, bloßen Knöcheln beginnt sie auf die Ampel einzuschlagen, dabei zischt sie: „Warum ist die Welt so böse, immer nur Blitz und Sturmgetöse? Was soll das, womit habe ich das verdient, ich habe dir doch immer gedient und trotzdem steht dieses beschissene Ampelmännchen jetzt hier und hält mich auf, ich, ich, ich suche doch nur nach dem Türknauf! In der Luft fliegen Keime, ich mache schlechte Reime, ich will dich treten, du bekacktes Ampelmännchen, einmal richtig durchkneten! Ich will dich schlagen, plagen, aus der Ampel reißen und beißen, ich will dich umhauen, abbauen, zerreißen und wegschmeißen, zertrampeln und abstrampeln, zerdrücken wie die Bergmücken, denn ich HASSE, HASSE, HASSE DICH!!!

Als es grün wird, merkt sie, nicht das Ampelmännchen ging ihr gegen den Strich, nein, ihre Wut richtete sich gegen dich.

So tragen ihre Füße sie weiter und weiter. Als sie in den Nachthimmel schaut, sagt sie: „Wenn ich in den Himmel schaue, scheinen mir die Sterne wie ein Fischschwarm. Wenn

ich meine Hand nach ihnen strecke, kriege ich sie nie zu fassen. Anscheinend schwimmen sie schneller, als meine kleinen Finger nach ihnen greifen können.“ Plötzlich macht sie das sauer. Wie kann es sein, dass die Sterne, die dort oben so unschuldig leuchten, so verdammt asozial sind? Sollten sie nicht eigentlich über alle wachen? Die Sterne lügen nicht, hat Schiller gesagt, doch wie sollen sie auch lügen, wenn sie gar nichts sagen? Inzwischen ist das Mädchen so sauer, dass es nicht mal mehr reimen kann. Und abermals fällt ihr auf, dass sie nicht sauer auf die Sterne ist, sondern auf dich, und da wird sie wild. „Wie wagst du es, mir die Sterne zu nehmen?“ ruft sie in die Nacht, „Was soll als nächstes kommen? Willst du die Silhouette des Mondes ändern? Soll ich dir den Wind, die Sonne, die Blumen und die Ozeane schenken? “. Da fasst sie einen Entschluss. Sie weiß ganz genau, dass du die Sterne liebst. Langsam und unbemerkt will sie in den Himmel klettern und die Sterne in ihren Taschen verstecken, denn dann, so viel weiß sie, ist diese Stadt leer. Dann kannst auch du sie nicht mehr sehen. Doch ehe die Sterne ausglommen, merkte sie, sie war am Bahnhof angekommen.

Jetzt ist sie da, und dieser Text vorbei, ihr Gehirn verbleibt als zäher Brei. Nun sag mir, was hast du gelernt, was ist die Moral der Geschichte?

Greif niemals nach den Sternen nicht?

Rosalie Radtke, 15 Jahre

Mustafa der Kapitän

Da ist eine Kluft zwischen arm und reich, zwischen schwarz und weiß, zwischen Arzt und Bauer, da ist eine Mauer. Da ist eine Kluft und ich sprang mitten dazwischen, versuchte die Leute aufzumischen. Und wie ich sprang, munter vor mich hin so sang, da ist mir glatt ein Schrei entglitten, denn entglitten war den Händen das Seil, an dem ich hing. So fiel ich steil und kam auf. Mein Leben nahm vor meinen Augen seinen Lauf.

12 Oktober 2000

Mustafa Müller erblickte das Licht der Welt. Und Mustafa würde allein sein.

Seine Mutter, 24, Jurastudentin, Lisa, war hauptsächlich damit beschäftigt von alten Männern dicke Bücher erklärt zu bekommen und sein Vater Mustafa, damals 32 Jahre alt, lebte in der Türkei. „Papa“ würde Mustafa nie zu jemandem sagen. Geschwister hatte er auch keine.

Mustafas Welt war für eine sehr lange Zeit 50 m² groß, hatte zwei Zimmer, eine geflieste Kammer mit Mikrowelle und einem Wannenbad.

Die Badewanne war das Meer und Mustafa der Kapitän. Stundenlang beobachtete er die Wellen und Strudel, die seine Hand erzeugte. Mit blauen Lippen und verschrumpelter Haut saß er im kalten Wasser und weinte bitterlich, wenn Mamas vom Rauchen kalte Hände ihn aus dem Wasser hoben und abtrockneten, ihm die letzten Überreste seiner Wasserwelt von der Haut rieben.

Mit vier Jahren fing Mustafa an zu lesen. Eines Abends fragte er seine Mutter nach den Büchern, die überall verstreut lagen und sie erklärte ihm, wie man einen Sinn erkannte in

den schier zufällig gezogenen Linien. Er begriff es sofort und fühlte sich wie Alice, die voller Aufregung und sprachlos von all den Eindrücken durch die Tür ins Wunderland schritt. Er las viel, denn in die KiTa konnte er nicht und Mama war nicht da. Also las er. Er las Mamas Bücher, denn etwas anderes, das er hätte lesen können, gab es nicht. Eigentlich las er immerzu das selbe Buch. Er mochte es, weil es schön war. Der Einband war dunkelrot und fühlte sich an wie Haut. Die goldenen Buchstaben auf ihm verkündeten:

Grundgesetz

Er fuhr gerne mit seinen Fingern über sie. Über die selben Lettern, über die auch Mamas Finger schon gestrichen waren und das spendete ihm Trost.

Als Mustafa in die Schule kam, konnte er die ersten Absätze des Grundgesetzes auswendig, aber nicht erklären. Mustafa Müller dachte es wäre cool, dass sein Name eine Alliteration ist, doch zum Glück gab es niemanden, vor dem er damit hätte angeben können. Seine Mitschüler nannten ihn erst „Musti“, dann kannten sie ihn nicht mehr. Auch inmitten hunderter Menschen war er allein, fühlte sich wie eines dieser Kabel, die zuhause aus den Wänden ragen: isoliert.

Und als ihm und den Anderen irgendwann Haare nicht mehr nur auf dem Kopf wuchsen und ihre Stimmen bei jeder übermäßigen Strapazierung anfangen Achterbahn zu fahren, wollte er zurück in die Wanne, aber er war zu groß geworden. Seine Knie ragten in die Höhe, wenn er versuchte seinen Oberkörper mit Wasser zu bedecken und wenn seine Knie im Schaum versanken fror er an Schultern und Brust. Er fühlte sich eingegengt in seiner eigenen Welt. Das war ein schreckli-

ches Gefühl und es machte ihn so traurig, dass er sprang. Mit einem Seil in der Hand.

Er fühlte alle Stricke reißen, wollt das Seil sich noch greifen. Doch das war ihm entglitten, jetzt war er fort geschritten. Zwar schritt er vertikal und ohne Beine doch er war frei von seiner Leine. Er sprang vom Fenster auf die Straße und wie sein Körper dort aufkam und förmlich zerschellte, so fiel sein Geist weiter in die Tiefe.

Und dann war Es es, das hier fiel und zwar mit Stil, was Es gefiel. Galant war´s Es noch heut´ gelungen, Es hatte mit sich selbst gerungen, doch letztlich noch das Lied gesungen, das Es dazu bewegte, dass Es auf einmal schwebte.

Es schwebte in der kalten Luft, es schwebte raus aus jener Kluft, in die es einst war reingefallen um auf den Boden aufzuknallen.

Der Plan war gescheitert. Nie war er dazu gekommen zu verbinden. Arm oder reich, Bauer oder Scheich. Viel zu schnell wurde er zu Es, das nun weiter fallen und springen muss, ungehalten von keinem entglittenen Seil.

Die Mission war zu Ende, bevor sie überhaupt angefangen hatte, denn niemand kann eine Kluft, einen Riss, Spalt oder Abgrund allein schließen. So muss Es sich wohl teilen und auf beiden Seiten der Kluft schweben um in letzter Konsequenz erst sich und dann uns alle aufzugeben.

Tillmann Arlt, 15 Jahre

Du und Ich

Du und ich, lachend die Straßen entlang.

Wir beide ein Team. Du, ein Mensch, bei dem ich sein konnte wie ich bin. Du, ein Mensch, mit dem ich unglaublich viel erlebt habe. Du, ein Mensch, dem ich jede Scheiße erzählt habe. Du, ein Mensch mit dem ich so viel gelacht habe.

Du hast mir den Weg in eine andere Welt gezeigt und hast mich an die Hand genommen, wenn ich Hilfe brauchte.

Du und ich, die Straßen entlang.

Wir beide ... ein Team? Vielleicht gab es doch kein Wir. Denn jetzt sind es du und sie.

Was war es? Ihre Art? Ihr Auftreten? Ihr Lächeln?

Oder war ich dir zu uninteressant geworden?

Bitte sag mir was dich dazu gebracht hat mich zu vergessen.

Du und ich, die Straßen entlang.

Es ist ruhig. Ich höre nur noch meine Stimme. Wann hast du aufgehört zu reden?

Obwohl du hast nie aufgehört. Ich sehe dich ... mit ihr. Ihr redet. Beide. Also wann hast du aufgehört mit MIR zu reden? Und wann angefangen mich zu ignorieren?

Du und ich, die Straßen entlang.

Hoffnung. Du ohne sie. Alles scheint normal. Wie vorher. Wie gewohnt. Ich ... ich bin glücklich.

Doch dann kommt sie. Du gibst ihr eine Umarmung und wie sehr ich diese Umarmung, diese Nähe bräuchte, ist dir gar nicht klar.

Denn ich bin inzwischen die Nummer 2.

Du und ich, die Straßen entlang.

Es gibt so viele Menschen auf dieser Welt und ich weiß trotzdem nicht zu wem ich gehen soll. Die einzige Person, zu der ich will, bist du. Doch das geht nicht, weil ich auch mal über dich reden muss.

Du und ich, die Straßen entlang.

Tränen. Ein Fluss voll Tränen. Wie lange ist das nicht mehr passiert. Ein Satz, dieser eine Satz von ihr der mich endgültig aus der Bahn geworfen hat: „Wie du und ich immer dort saßen.“ Eine Kleinigkeit für dich, doch so eine Riesensache für mich. Normalität für dich, ungewohnt für mich.

Du und ich, die Straße entlang.

Jede Straße hat ein Ende und unser Ende kam schneller als ich dachte.

Du hast es mitbekommen und bist abgebogen.

Jedoch ohne ein Wort.

Ich ohne Dich, die Straßen entlang.

Undine Anders, 15 Jahre

Inhalt

Zum Geleit (<i>Jürgen Jankofsky</i>)	5
Defekte Dichtung / Intakte Stücke (<i>Bas Böttcher</i>)	7
Herzschmerzherzen und Glitzermonde	
(<i>Antonie Beckmann</i>)	9
43 Kilo (<i>Annika Wiegand</i>)	12
Trojanisches Pferd (<i>Bent-Erik Scholz</i>)	15
Das Treffen (<i>Bent-Erik Scholz</i>)	16
In Zeiten der Scheinsubstanz (<i>Bent-Erik Scholz</i>)	17
Wie buchstabiert man Frieden? (<i>Carla Ida Moschner</i>)	18
Über meine Großeltern (<i>Elisabeth Berg</i>)	20
Der Fehler im System bin ich (<i>Laura Kretschmer</i>)	27
Hier (<i>Lena Kretschmer</i>)	31
Alte Leute (<i>Levi Penell</i>)	36
Zwischen den Tönen (<i>Lina Mograby</i>)	39
Liebesbrief (<i>Maja Bons</i>)	43
Berlin (<i>Marie Kiesel</i>)	48
Deutschland den Dummen? (<i>Marie Kiesel</i>)	49
Karmesinrot (<i>Marie Radkiewicz</i>)	53
Kinder von Terezin (<i>Marius Petrenz</i>)	59
Ein Schälchen voller Trauben (<i>Maxim Schuhmann</i>)	62
Zucker und Zimt (<i>Pauline Malkowski</i>)	65
Weniger (<i>Ronja Juran</i>)	68
Der Obstmann, das Ampelmännchen, die Sterne und du (<i>Rosalie Radtke</i>)	71
Mustafa der Kapitän (<i>Tillmann Arlt</i>)	74
Du und Ich (<i>Undine Anders</i>)	77